

Nicolas Dinard

Aller Anfang ist süß

ROMAN



»Der erotische Roman«
Band 157

© 2011
Edition Combes AG, Luzern

Vertrieb:
Edition Combes
im Verlag Frank de la Porte
Frankenstraße 17
D-96328 Küps
Tel. 0 92 64-97 66
Fax 0 92 64-97 76
www.edition-combes.de

ISBN 978-3-937914-87-9

Alle Rechte vorbehalten. Es ist verboten, dieses Werk im Ganzen oder auszugsweise nachzudrucken oder durch Bild, Funk, Fernsehen, Internet, Tonträger und EDV-Systeme zu verbreiten.
Zu widerhandlungen werden strafrechtlich verfolgt.

Prolog

Mein Name ist Nicolas Dinard. Ich bin Kommissar bei der Distriktpolizei und leite die Dienststelle in St. Jean de Neyrac. Meiner bisherige Präfektur in den Pyrenäen habe ich den Rücken gekehrt, weil ich das Glück hatte, mit einem Kollegen tauschen zu können. Mir fiel der Wechsel sehr leicht, weil das Klima hier wesentlich gesünder ist. Saubere trockene Luft in Höhen von achthundert bis eintausend Meter, wo bekommt man das sonst außer auf dem Zentralmassiv und seinen Ausläufern? Auf jeden Fall ist jetzt die verdammte Atemnot vorbei. Meine neue Heimat samt Dienststelle liegt am westlichen Rand des Departements Hérault, einer für das Languedoc typischen Gegend. Hier, im schönsten Süden Frankreichs, genieße ich eine sehr eigenwillige, aber zauberhafte Natur, wie ich sie mir immer gewünscht habe.

Ich möchte Sie gewiß nicht langweilen mit der Beschreibung dieses ungewöhnlichen Landstrichs, der zu meiner zweiten Heimat geworden ist. Aber um zu verstehen, was ich im Folgenden zu berichten habe, ist es notwendig, nicht nur die Eigenheiten dieser Gegend genauer zu kennen, sondern vor allem die der Menschen.

Wie jeder Mensch für seine Heimat die glücklichsten Worte findet, möchte auch ich für meinen Teil be-

haupten, daß es kaum einen Landstrich gibt, der so vornehm, reich und schön ist wie das Languedoc. Hier, wo die Flüsse Aude, Hérault und Gard dahingleiten, wo der Tarn mit seinen märchenhaften Schluchten eine ganze Landschaft prägt, hier wohnt in den Städten und Städtchen ein Menschenschlag, der besonderen Wert auf ein einfaches, in mehrfacher Hinsicht aber extrem luxuriöses Leben legt. Es scheint, er wäre zufrieden, seine Rolle als Nachkomme höchst geschichtsträchtiger Epochen zu leben. Das trifft jedoch nur auf den Bewohner einsamster Gegenden zu. Die Stadtmenschen ergeben sich einer kulturellen Hinterlassenschaft, die so in Frankreich einmalig ist. Wer einmal die beschauliche Kulisse von Carcassonne, Montpellier und vor allem Nîmes kennengelernt hat, weiß, wovon ich schwärme. Und kommt man noch in den Genuß der variationsreichen Schlemmerküche, wird das Schwärmen noch größer.

Viel wichtiger aber noch sind den Städtern Oper und Theater an historischen Stätten, Kleinkunst an buchstäblich allen Ecken und Enden und ein munteres literarisches Schaffen. Kein Wunder, bei einer eigenen Sprache. Das Languedoc, der Landstrich *de la langue d'oc*, bedient sich gelegentlich heute noch einer Sprache, die auf alten französischen Dialekten aufgebaut ist. Sie wird zwar immer seltener gesprochen und geschrieben, das Erbe, das sie hinterlassen hat, ist jedoch die unbegrenzte Leidenschaft, sich zu artikulieren. Die Literaturszene in den größeren Städten stellt dies eindrucksvoll unter Beweis.

Doch kommen wir zu unserer Geschichte. Sie handelt vornehmlich von Menschen, die gerade nicht an dieser großartigen Entwicklung haben teilnehmen können. Die Hauptakteure in diesem Fall pflegen das Erbe ihrer Geschichte auf völlig andere Weise: mit knochenharter Arbeit, Abgeschiedenheit von der Moderne, ja in Einsamkeit. Am besten entwickelt aber ist ihre Art, ihre eigene Unabhängigkeit zu leben. Sie sind, wenn ich es einmal so ausdrücken darf, stolz, störrisch und unverletzlich wie eine hundert Jahre alte Steineiche. Und schlecht zu bändigen. Sie haben ihre eigene Vorstellung von Recht und Gerechtigkeit und setzen durchaus ihre eigenen Vorstellungen in die Tat um, wenn das Faß der Bevormundungen durch die Politik wieder einmal überläuft. Hier entstand, es ist eigentlich überflüssig zu sagen, der Massenprotest der Bauern, der gelegentlich heute noch die ganze Wirtschaft des Landes lahmlegt. Ich erinnere mich noch gut an eine Protestaktion, bei der die Bauern tonnenweise Tomaten und Äpfel auf der Staatsstraße abgeladen, ihre Traktoren wie eine Trutzburg dahinter postiert und damit eine wirtschaftlich lebenswichtige Ader blockiert haben, um ihre Forderungen politisch durchzusetzen.

Hier entstand aber auch vor wenigen Jahren erst aus reinem Protest gegen die Politik der Banken die Einführung von Reis als Zahlungsmittel innerhalb kleinster kommunaler Gemeinschaften. Damit ging man den Benachteiligungen durch die neuen Kreditvergabebedingungen sehr wirksam aus dem Weg und

schaffte sich ein eigenes Finanzwesen. Ja, genau so sind die Menschen dieser Gegend. Sie wissen, was sie tun, und sie stehen dafür gerade.

Diese Gegend am Rande des *Plateau Méjean* ist, wie gesagt, sehr abgelegen und wäre weiterhin so unbeachtet geblieben wie in den letzten zweihundert Jahren, wäre nicht diese unvorstellbare Brücke samt Autobahn in der unmittelbaren Nähe der Stadt Millau, eine Autostunde von hier entfernt, gebaut worden. Deshalb verirrt sich zwar niemand in die weit gestreuten Dörfer und zu den einzeln stehenden Anwesen, das weltbekannte Bauwerk hat aber wenigstens dafür gesorgt, daß man heute eine Vorstellung hat, wo unser Tatort liegt, an dem täglich zehntausend Fahrzeuge vorbeirasen.

Apropos Tatort. Vor mir liegt eine Akte, die die Familie Tibault betrifft. Protokolle, Gutachten, Ermittlungsberichte etcetera. Sie sind in einem großen Rapport zusammengefaßt, den ich Ihnen jetzt nicht mehr länger vorenthalten will. Daß dieser im Grunde unerledigte Fall auf meinem Schreibtisch gelandet ist, hat einen einzigen Grund, den ich Ihnen nur hinter vorgehaltener Hand verraten möchte: Albert Vézier, mein Vorgesetzter in der Präfektur der Bezirkshauptstadt, will sich als Saubermann einen Namen machen und braucht einen weiteren Erfolg gegen die Unmoral im Land. In sechs Monaten sind nämlich Stadtratswahlen, und da möchte sich der feine Herr die notwendigen Stimmen sichern.

I

Marcel war in den letzten Jahren kaum in die Arbeiten auf dem elterlichen Bauernhof eingebunden. Dazu wäre er zwar körperlich längst in der Lage, aber seit Monaten war der junge Mann viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, was schlicht und ergreifend an seiner Pubertät lag. Sie setzte dem Siebzehnjährigen von Tag zu Tag mehr zu als ein Zweifrontenkampf gegen Pest und Cholera gleichzeitig. Sein junger, muskulöser Körper schien wie der saftige Zweig eines Weißdornbusches im März zum Treiben erwacht zu sein, und dazu brauchte er alle Kraft und Konzentration.

Der quälende Prozeß der körperlichen Reifung verlangte ihm mehr ab als die schwerste Arbeit auf dem Feld, aber schlimmer war noch, daß er über die körperliche Anspannung hinaus zeitweise zerfahren wirkte wie ein Tattergreis, der seine Sinne nicht mehr beisammen hatte. Der Junge war vergeßlich, nervös, hörte kaum noch zu, wenn jemand etwas zu ihm sagte, drückte sich vor jedem Handgriff im Haus und reagierte überzogen, wenn ihn Bertrand, sein Vater, oder seine Mutter Agnes rügte.

Während die Tage vom Leben auf dem Hof geprägt waren und ihm trotz allem Ablenkung verschafften, kamen die Nächte einer Tortur gleich. Wenn er sich schlaflos in seinem Bett wälzte, dachte er an nichts an-

deres als an das weibliche Geschlecht. Er streifte in Gedanken durch die benachbarten Dörfer, legte von jeder Frau, von jedem Mädchen eine Art virtuelle Karteikarte an und versuchte, sich vorzustellen, sie neben sich liegen zu haben. Wie ein Scanner tastete er, von seinen Trieben gesteuert, ihre Körper ab, strich über jede noch so kleine Erhebung, bewertete Gesicht, Schultern, Brüste, Po und Beine. Und wenn er einen Griff zwischen ihre Beine wagte und sich vorstellte, wie er sanft über diese und jene Möse strich, das weiche Fleisch buchstäblich in seinen Fingerspitzen fühlte, dabei den Duft weiblicher Nässe einzuatmen glaubte, dann griff er sich selbst ebenfalls zwischen die Schenkel, umfaßte seinen jugendlichen Schwanz und drückte, quetschte und knetete ihn solange, bis ihm der heiße Saft auf den Bauch spritzte.

So ging das Nacht für Nacht, und er fühlte, daß die Möglichkeiten, eines dieser weiblichen Wesen aus der Nachbarschaft tatsächlich einmal habhaft zu werden, nicht einen Millimeter näher kamen. Wie auch? Die Dörfer waren zehn, fünfzehn Kilometer vom Hof seines Vaters entfernt, öffentliche Verkehrsmittel gab es nicht, per Fahrrad dorthin zu fahren, war ihm zu mühsam, und auf den Märkten, wo man sie alle beisammen hatte und Möglichkeiten zur Kontaktaufnahme vorhanden sein mußten, ging es viel zu hektisch zu. Die Geschäftigkeit ließ gerade einmal einen verliebten oder begehrenden Blick zu. So blieb ihm bestenfalls übrig, die Frauen und Mädchen hinter den Ständen anzuschauen.

Charlotte Dupuy, eine dreißigjährige Bauerntochter aus Couselet, entsprach seinem Traumbild einer Frau am meisten. Sie bediente, wenn Wochenmarkt war, auf dem Stand gegenüber und war so Marcells Blicken hilflos ausgeliefert. Wie eine Göttin bewegte sie sich unter dem rot-weiß-gestreiften Sonnendach ihres Verkaufsstandes und schien mit wachsamen, verführerischen Blicken und fraulichem Charme ihre Waren zu bewachen. Sie trug immer dieselbe Kleidung: einen Jeansrock und ein weißes, dünnes T-Shirt mit einem großen Ausschnitt.

Wenn die Kunden scharenweise durch die Reihen der Stände schlenderten, war von Charlotte nie viel zu sehen. Sie war ständig in Gespräche verwickelt, verhandelte Preise und pries unentwegt die ganze Palette der ausgelegten Ware an. So konzentrierte sich sein Augenmerk auf die Zeit vor dem Kundenansturm oder danach.

Häufig wurde sein Warten belohnt. Wenn einzelne Kunden vor dem Stand von Charlotte standen, ging Marcel einfach einen Schritt zur Seite, bis er sie voll im Blick hatte. Dann wartete er nur noch, bis sie sich weit nach vorn beugen mußte, um an das Obst in den untersten Fächern zu gelangen. Das war die Gelegenheit, bei der er in ihren Ausschnitt starrte und ihre vollen Brüste wie zwei schwere Glocken schwingen sah. Dabei übertrug sich jede Bewegung ihres Oberkörpers oder eines Armes auf das weiche Fleisch, schob es sanft zur Seite oder ließ es vibrieren.

Nur einmal darüber streichen zu dürfen, wünschte

sich Marcel in diesen Augenblicken. Nur ein einziges Mal ihre Brüste in seine Hände legen, an ihnen riechen, vielleicht einmal darüberlecken oder, er wagte es sich kaum vorzustellen, eine ihrer stacheligen Warzen in den Mund nehmen.

Wenn es zu solchen Situationen kam, stellte sich Marcel immer ganz dicht an die Steigen mit den Früchten und dem Gemüse, damit kein Mensch wahrnehmen konnte, wie sich sein Jungenschwanz zu einem Prügel entwickelte und mit uriger Kraft gegen den Stoff seiner kurzen Hose drückte. Wenn er sich danach ablenkte oder Kunden bediente, schwoll sein Schwanz wieder ab und blieb zwar wie aufgepumpt, aber nicht mehr steif für den Rest des Vormittags in Lauerstellung.

An solchen Tagen quälte ihn die sexuelle Aufregung bis in die Nacht. So auch an diesem Freitag. Doch dieses Mal mischte sich bittere Verzweiflung zwischen die süßen Gedanken. Ihm war endgültig klar geworden, daß ihm seine Träumerei und sein Wunschenken auf Dauer keine sexuelle Befriedigung verschaffen konnten, auch wenn er noch so viel dabei wachste. Das Kopfkino, das alltäglich ablief, linderte seine Not kein bißchen. Es war die Zeit gekommen, in der er seinen Schwanz in den dafür vorgesehenen Schlitz stecken mußte. Doch im gleichen Atemzug wurde ihm auch seine hilflose Lage bewußt. Er hatte nicht den Hauch einer Chance, genau das bei einer jener Frauen zu tun, die ihm in seinen Träumen und Wunschvorstellungen so lange Begleiterinnen waren.

In der Nacht wälzte er sich von einer Seite auf die andere, schlug die Decke zurück, weil ihm zu warm wurde, deckte sich wieder zu, umfaßte seinen Schwanz, drückte ihn kurz, entließ ihn aus seiner Faust und krallte sich statt dessen in das Laken. In dieser Anspannung gingen seine Gedanken auf Wanderschaft. Sie ließen ihn weiter suchen, jedoch nicht mehr auf den Wochenmärkten oder auf den benachbarten Höfen, sondern in den Zimmern seines Elternhauses.

Mama?

Miriam, seine Schwester?

Er erschrak ein wenig vor sich selbst. Der Mund trocknete ihm bei dem Gedanken aus. Vielleicht weil sie die engsten Mitglieder seiner Familie waren, vielleicht aber auch, weil er ihnen bislang keinerlei Aufmerksamkeit gewidmet, ja, sie schlichtweg übersehen hatte. Plötzlich waren seine Sinne hellwach. Er deckte sich auf, spürte den zarten Hauch der abgekühlten Luft auf seiner Haut und richtete fortan seine Gedanken nur noch auf Mutter und Schwester. Er wußte nicht, daß er Vorstellungen erlag, die zu allen Zeiten, in allen Epochen, vor allem auch in den hohen Kulturen Europas ganz normal und durchaus üblich waren, vor allem bei jungen Männern in seinem Alter.

In höchster Erregung dachte er an die vollen Brüste von Mama oder seiner verstorbenen Großmutter und an die festen Tittchen seiner Schwester, die noch nicht in der Lage waren, wenigstens ein bißchen so zu schwingen wie die von Charlotte. Marcel versetzte in

seiner Vorstellung erst seine Mutter, dann seine Schwester auf den Marktstand gegenüber, ließ sie sich nach vorn beugen, um mit einer großen Kelle Walnüsse aus einer Steige zu schöpfen, ließ sie das T-Shirt mit dem gleichen großen Ausschnitt tragen und war gierig festzustellen, ob ihre Brüste genauso schön schwangen wie die von Charlotte.

Obwohl Miriam mit ihren festen Hügelchen keine Begeisterung in ihm wecken konnte, wurde sein Schwanz plötzlich dicker und härter als je zuvor. Seine Eichel blähte sich auf und erreichte die Größe einer kleinen Tomate. Marcel stöhnte unter dem Wohlgefühl. Dann zauberten seine Gedanken Mamas schwere Brüste vor seine Augen, die ihn nun endgültig in ihren Bann zogen.

Seine Mutter Agnes Tibault war siebenunddreißig Jahre alt und überraschend unverbraucht. Sie hatte zwar einen ausgefüllten Arbeitstag, dieser enthielt jedoch kaum schwere Arbeiten. Sie stand in dem Ruf, die schönste Frau der Umgebung zu sein, was in Anbetracht der äußerst dünnen Besiedlung in dieser Gegend zu relativieren war. Dennoch, wenn sie sich an Fest- und Feiertagen ein wenig herausputzte, bekamen die Männer der Umgebung hin und wieder ganz feuchte Augen.

Was war das plötzlich für ein umwerfend schönes Gefühl, diese Halbgöttin wenigstens in seiner Phantasie für sich vereinnahmen zu können. Dabei erinnerte er sich noch gut an so manchen Tag in den zurückliegenden Jahren, als sie ihn zum Einkaufen in die Stadt